

P. o. g. o. m. 5074

DIE **STIEFMÜTTER,**

DIE

STIEF- UND WAISENKINDER

IN DER

SIEBENBÜRG. SÄCHSISCHEN VOLKSPÖESIE.

DEN MITGLIEDERN

DES VEREINS FÜR SIEBENBÜRGISCHE LANDESKUNDE

ZU DESSEN

GENERALVERSAMMLUNG IN SCHÄSSBURG

IM AUGUST 1856

(21, 22, 23)

DIE STADT SCHÄSSBURG.



WIEN.

AUS J. B. WALLISHAUSSER'S K. K. HOFTHEATER-DRUCKEREI.

1856.

Der Name „Mutter“ ist einer der schönsten in jeder Sprache und es gibt wohl keinen andern, der mehr Sanftes und Herz-erfreuendes in sich schlösse, als dieser. Poesie, Wissenschaft und Kunst alter und neuer Zeit haben gewetteifert, in mancherlei Art gute Mütter zu preisen; doch wird ihr Lob noch lange nicht ausgesungen sein. Wer kennt nicht die Alles be-
zwingende Macht, wer nicht jene engelgleiche, nie ermüdende Hingebung treuer Mutterliebe. Darum ist auch Maria als Mutter das Ideal der Weiblichkeit und Gegenstand der höchsten Verehrung geworden.

Fürwahr die Fülle des Segens ist nicht zu ermessen und zu beschreiben, der von guten Müttern ausgeht. Was einzelne Menschen, was ganze Geschlechter und Völker an hohen Gaben des Geistes und Gemüthes besitzen, und je besessen, das hat seine erste freudige Entfaltung meist ihnen zu verdanken. Wo fromme und treue Mütter im Hause walten, da schaffen sie, der Sonne gleich, die mit ihrem milden Lichte der Welt Heil und Segen spendet, Frieden und himmlisches Leben.

Es geht aber auch keine Freude über Mutterfreude und kein Schmerz über Mutterschmerz. Wie der heitre Sonnenstrahl auf den Blumen des Frühlings spielt, und wenn Thautropfen sie netzen, diese vergoldet; so siehst du im Antlitz einer guten Mutter, die im Anschauen ihres fröhlich aufblühenden Kindes, oder in dem Gedanken an dasselbe versunken ist, die volle Seligkeit lächeln und oft in goldner Freudenthräne sich abspiegeln. Der edelste Stolz, den ein Mutterherz erfüllt, ist der

auf ihre Kinder und die grosse Römerin Cornelia, die Mutter der Gracchen, ist nicht die einzige, die solchen Stolz hegte; ihn besitzen alle guten Mütter. Willst du den tiefen Schmerz, den eine rechte Mutter trägt, schauen und ermessen, so blicke sie an, wenn dem leiblichen oder sittlichen Leben ihres Kindes Gefahr droht und wenn etwa gar der Tod desselben erfolgt; ihre Gestalt wird dir das vollendete Bild des grössten Seelenleidens gewähren. Die unendliche Gewalt ihrer Mutterliebe, die sie in steter sorgenvoller Aufregung und Spannung erhält, ist auch nicht die Ursache davon, dass manche zuweilen, bei plötzlich eintretender vermeintlicher oder wirklicher Gefahr für das Leben ihrer Kleinen schwach und ohnmächtig dahinsinkt. Wie wenn bei munterm Spiel oder in hitzigem Lauf ein Kind unversehends vorwärts zu Boden stürzt; man vernimmt nur den dumpfen Fall und dann ist Alles still; hingestreckt liegt es da, bewusstlos und todtähnlich und nur krampfhaft zuckend; endlich kehrt das ins Innerste entflozene Leben zurück und tiefaufathmend beginnt es nun laut und in einem fort seinen Schmerz auszuschreien und auszuweinen; also auch manche gute Mutter, wenn ein plötzlicher Schreck bei drohender Gefahr für ihr Kind sie überfällt; ein Schrei des Entsetzens entfährt ihren Lippen und sofort bleibt sie stumm und sprachlos, bis die entwichene Besinnung wiederkehrt und die hervorbrechende Rede und Jammerklage oder ein Thränenquell die Angst und Beklemmung von der Seele wegspült.

Die grosse Liebe, die eine Mutter ihren Kindern trägt, strömt von diesen hinwiedrum reichlich auf sie zurück. Wie hangen die Kleinen an ihr und wie ist ihr holder lächelnder Mund so erfinderisch in allerhand Schmeichelworten: schatzige, süsse, herzige, goldige, goldene Mutter! Ich habe dich so lieb, wie meine Augensternchen, wie meine Herzchen, du bist so gut, ich habe dich so lieb, wie ein Stückchen Brot etc., was die Mutter in ähnlich kosender Weise dann erwidert: du meine Herzensblume, mein Herzblatt etc.

Aber auch die Erwachsenen sind und bleiben einer guten

Mutter am meisten zugethan. Das Heimweh, jene tiefe Sehnsucht nach dem väterlichen Land, Hof und Haus, welche auch starke Männer in der Fremde oft mächtig ergreift, wird im siebenb. Sächsischen bezeichnend „Mutterkrankheit“ genannt. Sagenhaft berühmt sind aus dem Alterthum wegen kindlicher Liebe zu ihrer Mutter unter den Griechen Kleobis und Biton, unter den Römern Coriolan, der um seiner Mutter willen alle Rachedgedanken gegen die Vaterstadt aufgab und für sich Verbannung und Tod wählte. Wer könnte aber auch einer Mutter eine gerechte Bitte abschlagen? Oder wer könnte gar sich thätlich gegen sie versündigen? „Vergiss nicht wie sauer du deiner Mutter geworden bist,“ und „wer seine Mutter betrübt, ist verflucht vor dem Herrn,“ spricht Sirach. (7, 29., 3, 18.) „Wer seinen Vater oder seine Mutter schlägt, oder ihnen flucht, der soll des Todes sterben“ schreibt das Gesetz Mosis vor, (2 Mos. 21, 15. 17.) und der Volksglaube sagt noch heute: „wer seinen Vater oder seine Mutter schlägt, dem dorrt die Hand ab.“

Wahrlich eine gute Mutter ist ein grosser Segen und wer sich ihrer erfreut, kann nicht dankbar genug sein für diese Gottesgabe. Dies wird uns besonders klar, wenn wir das Schicksal derer betrachten, die dieses Glückes verlustig werden. Der rauhe, ungeschlachte Fährmann Harbard ruft (Simr. Edda 2. Aufl. S. 49) Thórr zu:

„Traurig ist dein Hauswesen, todt wird deine Mutter sein!“ und der sonst trotzige, allgewaltige Zermalmer der Riesen antwortet:

„Das sagst du mir nun, was das Herbste scheint
Jedem Manne, dass meine Mutter todt sei.“

Ein hartes Loos ist besonders denen gefallen, die bald nach dem Eintritt ins Leben ihre Mutter verlieren; sie sind gleich den Pflanzen, die an dunkeln, einsamen Plätzen, vom milden wärmenden Sonnenlichte unberührt, ein kümmerliches Dasein fortschleppen. Nicht findest du in ihrem Kindesauge den freudigen Strahl, der sich sonst an dem liebenden Mutterauge entzündet und der uns noch mehr als das Lächeln der

ersten Frühlingsblumen so wonnesam ergreift; trübe und ernst blicken sie ins heitere Leben. Das frühe mutterlos gewordene Kind ist schon als Waise zu betrachten, denn der Vater kann ihm vermöge seiner Natur den Verlust bei aller Sorge und Pflege nie vollkommen ersetzen.

Allein mehr, als keine Mutter haben, ist: eine böse und harte Stiefmutter besitzen; eine böse und harte, nicht eine Stiefmutter überhaupt, denn es sind wohl zur Ehre der Frauen die meisten nicht so, dem Volksglauben in Keisid zum Trotz: es gebe nur so viele gute Stiefmütter, als weisse Raben. Eine böse Stiefmutter bildet den schroffen Gegensatz zur guten Mutter. Wie diese ihrem Kinde unablässig alle Liebe zuwendet, so verfolgt und peinigt jene ihr Stiefkind fort und fort; wie jene ihre grösste Lust hat im Anschauen ihres Kindes, so ist dieser das Stiefkind ein Dorn im Auge.

Hier übt nun die Poesie und insbesondere die Volkspoesie das schöne Recht: das, was im Leben so hart und unausgesöhnt erscheint, mit ihrem mildesten Lichte zu umstrahlen: arme Stief- und Waisenkinder stehen in höhern Schutz, werden auf allen Schritten bewacht und zum Glück geführt, die Pläne boshafter Stiefmütter werden am Ende zu Schanden, und sie selbst finden ihren gerechten Lohn. Die Poesie vieler Völker ist voll davon, und diese Dichtungen haben eine unbeschreibliche Lieblichkeit und gehören wohl unter dem vielen Schönen, was der Volkspoesie eigenthümlich ist, zu dem Zartesten und Schönsten. Sagen, Märchen und Lieder handeln über diese Verhältnisse in mancherlei Weise. Dass solche unter den alten Griechen¹⁾ und Römern²⁾ im Schwünge^u gewesen, davon haben wir Zeugnisse und dass sie noch jetzt in Litthauen³⁾,

1) Preller: Griech. Myth. II. S. 210: Als Stiefmutter, die in vielen griechischen Sagen das böse Princip der Familie ist, stellt Ino den Kindern der Nephele nach etc.

Note: Die böse Stiefmutter war eine sehr gewöhnliche Figur. s. Eurip. Alc. 309.

2) Ovid. Met. I. 147: Lurida terribiles miscent aconita novercae.

3) Wolff: Hausschatz der Volkspoesie 2. Aufl. S. 123: Die Waise; S. 124: Der Waise Klage; und: Der verwaiste Knabe.

Russland ⁴⁾, Norwegen ⁵⁾, Schweden ⁶⁾ Dänemark ⁷⁾, unter den Serben ⁸⁾, und Walachen ⁹⁾, und besonders in Deutschland ¹⁰⁾, im Munde des Volkes leben, davon lassen sich eine Menge Beispiele anführen.

Indem wir in dem Folgenden versuchen, eine Zusammenstellung dessen zu geben, was in siebenb. sächsischer Volks- poesie über Stiefmütter, Stief- und Waisenkinder sich findet, in wieweit wir bis jetzt davon Kunde besitzen, sei es uns gestattet, Einiges von dem allen Erzählungen und Liedern Gemeinsamen noch in Kurzem vor auszuschicken.

⁴⁾ Wolff: Hausschatz etc. S. 320: Das Waisenmädchen.

⁵⁾ Asbj. u. Moe, Norweg. Volksm.; deutsch von Breseman, Nr. 15: Die Tochter des Mannes und die Tochter der Frau; Nr. 19: Kari Trästak.

⁶⁾ Wolff: Hausschatz etc. S. 276: Der böse Stiefvater.

⁷⁾ Wolff: Hausschatz etc. S. 448: Die Mutter im Grabe (prachtvoll).

⁸⁾ Wuk Stephanowitsch Karadschitsch: Volksmärchen der Serben, deutsch von dessen Tochter Wilhelmine Nr. 32: Aschenzettel; Nr. 33: Die böse Stiefmutter; Nr. 34: Die Stiefmutter und ihr Stiefkind; Nr. 35: Die Stiefkinder; Nr. 36: Wie sie es verdient haben, so ist es ihnen auch ergangen.

⁹⁾ Schott: Walachische Märchen Nr. 4: Die Kaiserstochter Gänsehirtin; Nr. 5: Der Zauberspiegel; Nr. 8: Die goldnen Kinder; Nr. 10: Petru Firitschell.

¹⁰⁾ Grimm K. und Hm.: Nr. 11: Brüderchen und Schwesterchen; Nr. 13: Die drei Männlein im Walde; Nr. 15: Hänsel und Gretel; Nr. 21: Aschenputtel; Nr. 22: Das Räthsel; Nr. 24: Frau Holle; Nr. 47: Von dem Machandelbom; Nr. 49: Die sechs Schwäne; Nr. 53: Schneewittchen; Nr. 56: Der Liebste Roland; Nr. 105: Märchen von der Unke; Nr. 130: Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein; Nr. 135: Die weisse und schwarze Braut; Nr. 141: Das Lämmchen und Fischchen; Nr. 186: Die wahre Braut.

In andern deutschen Märchensammlungen finden sich meist nur dieselben Stoffe, wenn auch zuweilen etwas abweichend. Wir führen noch an:

Firmenich: Germaniens Völkerst. I. S. 286: Das Todtenhemdchen; S. 311: Heinrich un Marleineke; II. S. 226: Das Märchen vom armen Christiänchen; S. 268: O Tannaboom, o Tannaboom; S. 334: Das Märchen von der Wasserlisse; S. 510: Das Märchen von den zwei Stiefwesterlein; S. 642: Der verwaiste Hirtenknabe.

Götzinger: Liedergarten: S. 19: Des fremden Kindes heiliger Christ; S. 20: Das Sternengold; S. 100: Das Waisenmädchen; S. 101: Arm Lieschen; S. 102: Arm Seppi; S. 248: Das arme Kind (von Bechstein); S. 293: Klage.

In dem kurz vorher in der Note angeführten schwedischen Volksliede habe ich das einzige Beispiel von einem bösen Stiefvater gefunden, den schnöder Eigennutz antreibt, seine beiden Stiefkinder zu verderben: sonst sind es allgemein böse Stiefmütter, die solches thun und zu thun suchen. Das erklärt sich aus dem nähern Verhältniss, in welchem eine Mutter, oder Frau des Hauses, überhaupt, als nothwendige Pflegerin zu den Kindern steht; der Mann, seiner Natur nach mehr zu einer Thätigkeit nach aussen bestimmt, kommt weniger in unmittelbare Berührung mit dem Kinde.

Die Ursachen der harten Behandlung des Stiefkinds von Seite der Stiefmutter sind mancherlei: Eigenliebe und Eigennutz, Eitelkeit, Stolz, Neid etc., woraus sich dann noch andere unedle Leidenschaften entwickeln.

In der Poesie erscheint die Stiefmutter meist als hässlich und hat sie eine Tochter, so ist diese schwarz wie die Nacht, oft einäugig, dabei stolz und hochfahrig und faul. Das Stiefkind aber ist voller Unschuld, schön wie der Tag, fleissig etc. Die eigene Tochter wird von der Mutter geschont; das Stiefkind muss alle Arbeiten im Hause, wie eine gemeine Dienstmagd thun: Früh aufstehen, Feuer machen, Holz und Wasser tragen, waschen etc., schwere Aufgaben lösen; dafür empfängt es kein gutes Wort, sondern nur Schläge und wird am Ende wohl grausam misshandelt und in die Welt hinausgestossen. Also steigert sich die harte, kalte Behandlung immerfort und die gemeine Gehässigkeit wird zur teuflischen Bosheit, die Stiefmutter wird zur Hexe, die unter allerlei Gestalten und Verwandlungen das arme Stiefkind auch in der Ferne unablässig verfolgt. So wird das Weib, das als Engel des Hauses stets nur von Liebe und Lust erfüllt sein sollte, zur Furie, wenn eine böse Leidenschaft sein Herz erfasst und es hinreist; blind rast es dann mit dämonischer Gewalt fort, bis es sich selbst in den Abgrund stürzt und den Untergang bereitet. Wahr lässt Euripides die Medea (v. 407—409) sagen:

„Von Natur sind wir zum Guten oft zu schwach,
aber des Grauensvollen sind wir grösste Meister.“

Das Stiefkind (in vielen Märchen als Aschenputtel) muss zwar auch Vieles über sich ergehen lassen und ertragen; doch findet es auch Trost und Hilfe, endliche Errettung und überschwenglichen Lohn für seine Leiden. Als hilfreiche Mächte erscheinen ihm: die rechte Mutter aus dem Grabe, oder vom Grabe aus wirkend: Maria, die Mutter des Herrn, der alte blinde Mann im grauen Mantel, (in sieb. sächs. Märchen sehr häufig), die alte Buschmutter, die Brunnenfrau, (Frau Holle, Mutter Freitag) gute Zwerge, die Sonne, der Mond und die Sterne, der Wind; Thiere (Bären, Wölfe, Füchse, Hunde, Katzen — der Vogelkönig — Tauben, Gänse, Enten, — der Froschkönig, der Fischkönig; der Schmetterling, das Marienkäferchen etc.) Bäume, Sträucher, Blumen (Birnbäum — Apfelbaum, Wachholder, Hasel, Dornstrauch, Rosenstrauch, Rose, Nelke und Lilie) der Feldstein, Backofen, Brunnen etc.

Sie helfen ihm schwere Arbeiten und Aufgaben lösen, schützen es in allen Verfolgungen der Stiefmutter, und beschenken es oft mit mancherlei Wundergaben und Gnaden: es soll immer schöner werden, Rosen lachen; wenn es spricht, soll es fein duften, wenn es sich wäscht, soll ein Goldstück in der Schüssel sein; wo es geht, sollen Blumen wachsen; eine Nuss, eine Birne oder Pflaume oder eine Ruthe verschaffen ihm die prächtigsten Kleider; ein Königssohn soll es als Gemahl heimführen; es soll eines seligen Todes sterben etc.

Die garstige und gehässige Stiefschwester dagegen, die Alles noch viel besser und schöner haben und sich ertrotzen will, wird von ihnen mit Fluchsegen belegt; sie soll immer garstiger werden; wenn sie spricht, soll es stinken; wenn sie sich wäscht, soll eine Kröte in der Schüssel sein, wo sie geht, sollen Dornen wachsen; sie soll mit ihrer Mutter eines bösen Todes sterben etc. und diese Flüche erfüllen sich; doch ist ihre Strafe zuweilen gelinder, als die der bösen Stiefmutter. Bald wird diese an den Schweif eines wilden Rosses gebunden, bald wilden Thieren vorgeworfen, und von diesen zerrissen; oder sie wird verbrannt, oder, einen Mühlstein um den Hals, ins Wasser geworfen, oder in ein Fass gelegt,

das inwendig mit Nägeln beschlagen ist, und von einem Berg ins Meer gerollt, oder sie wird lebendig begraben, oder sie muss in glühenden Pantoffeln sich zu Tode tanzen, oder sie muss in ihrer Verwandlung (als Bär, Stute, Bremse etc.) verharren und so verhungern.

Es kommt auch vor, aber selten, dass böse Stiefmütter am Ende Reue empfinden und sich bessern. (Grim K. u. Hm. 130 Einäuglein, Zweiäuglein, Dreiäuglein.)

Also wird in der Volkspoesie und insbesondere im Märchen die strengste Gerechtigkeit geübt, indem es Lohn und Strafe in vollem Masse austheilt und am Ende Alles ausgleicht.

Was von dem Stiefkind gesagt ist, gilt auch von dem Waisenkind: es steht ebenfalls in höherm Schutz; doch ist sein Schicksal im Allgemeinen nicht so hart: es muss zwar auch Noth und Kummer leiden, wird oft hin und hergestossen, von der Thür der Fremden hart und rauh abgewiesen; allein keine böse Stiefmutter verfolgt es mit teuflischem Hass, wie das arme Stiefkind.

In der bei Julius Springer in Berlin erschienenen Sammlung deutscher Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen handeln folgende von Stief- und Waisenkindern:

1. Die beiden Goldkinder. (Nr. 1.)

Zwei Mägde sind im Feld bei der Arbeit; die eine rupft Hanf, die andere schneidet Korn; der junge König reitet vorüber und hört die Mägde reden; die eine sagt: wenn mich der König zum Weibe nähme; ich würde ihn und seinen Hof kleiden; die andere: ich würde ihn und sein Haus ernähren. Der König nimmt die erste zum Weibe und macht die andere zu seiner Oberköchin. Da erfasst diese der Neid und als die junge Königin nach einem Jahre einen Knaben und ein Mädchen mit gold'nen Haaren geboren, vergräbt sie die Köchin in den Mist und sprengt das Gerücht aus: Die Königin habe einen Hund und eine Katze zur Welt gebracht. Der König lässt im ersten Zorn sein Weib lebendig begraben und heirathet die Köchin. Aus dem Miste aber wachsen zwei goldne

Tannenbäumchen. Die neue Königin hat keine Ruhe und bestimmt den König, die Bäume abhauen zu lassen; zwei Bretter werden daraus für das königl. Ehebett gemacht. In der Nacht reden die Bretter solches, was der Königin nicht gefällt; am Morgen lässt sie dieselben ins Feuer werfen; aus dem Ofen aber springen zwei Funken heraus in die Gerste; ein Mutter-schaf frisst sie und bringt nun zwei goldne Lämmlein zur Welt; auch diese werden getödtet; als man am Flusse die Gedärme wäscht, fließen zwei fort und es werden daraus weitab, wo sie ans Ufer gespült worden, wieder die zwei Kinder mit den goldnen Haaren. Sie sind aber so schön, dass die Sonne auf ihrem Gange stehen bleibt und sieben Tage lang nicht untergeht. Da wundert sich unser Herrgott und kommt zur Sonne und fragt sie um die Ursache; sie zeigt ihm die schönen Kinder, an denen sie sich nicht satt sehen könne. Unser Herrgott erbarmt sich ihrer, gibt jedem ein Hemdchen und ein goldnes Hämmerchen, erzählt ihnen ihre Lebensgeschichte als ein Märchen und schickt sie in die Stadt, wo sie anklopfen sollen, bis man ihnen aufthue, und wo sie das Märchen wieder erzählen sollen.

Sie kommen zum König; der erkennt sie als seine Kinder. Die böse Stiefmutter, die vergebens versucht, sich das Leben zu nehmen, wird lebendig begraben; die gute Königin wird aus dem Grabe gewonnen und durch Wasser des Lebens wieder erweckt.

In Schässburg, Mühlbach, Sächs. Regen etc.; der schöne Zug des Märchens von der Sonne, welche vor Verwunderung stille steht, erinnert an ein sächsisches Gespräch der Sonne mit einem Stief- oder Waisenkinde, das weiter unten mitgetheilt werden wird und an ein Fragment eines lettischen Liedes in Herders Stimmen der Völker. Stuttg. und Tübing. 1846. S. 99:

„Liebe Sonne, wie so säumig,
Warum gehest du so spät auf?“
„Jenseit jenem Hügel säum' ich,
Wärme da verwaiste Kinder.“

Die stärkste Verwandtschaft zeigt dieses sächsische Märchen mit dem walachischen bei Schott Nr. 8: Die goldnen Kinder; in Betreff der Verwandlungen ist ein magyarisches bei

G. Stier S. 87 etc. und ein deutsches bei J. W. Wolf S. 394 etc. zu vergleichen und in dem deutschen Märchen bei Grimm: Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein stimmt der Zug, dass aus dem vergrabenen Eingeweide der getödteten Ziege ein prächtiger Baum wächst, der Blätter von Silber und Früchte von Gold hat.

Ob zwischen dem walachischen und siebenb.-sächsischen Märchen Urverwandschaft, oder Entlehnung von einer Seite anzunehmen sei? Ich stimme jetzt für keines von beiden ausschliesslich; ich halte nämlich dafür, dass zwei ursprünglich etwas verwandte Erzählungen sich hier gegenseitig berührt und modificirt haben mögen. Jedes der beiden Märchen hat nämlich in der speciellen Ausführung doch manches Eigenthümliche; so tritt im Sächsischen auch unser Herrgott auf, der im Walachischen nicht erscheint, die sächsische Erzählung hat aber meiner Ansicht nach auch sonst durch und durch deutsches Gepräge; vielleicht lässt sich dieselbe in einem Winkel Deutschlands oder in den Niederlanden noch auffinden; dann wäre eine Entlehnung, wenn man sich für eine solche überhaupt erklären wollte, des walachischen Märchens aus dem Siebenb. Sächsischen mir wahrscheinlich. Das Märchen ist nämlich bei uns ziemlich allgemein verbreitet und es wäre nicht ohne Grund anzunehmen, dass es durch die Berührung der Sachsen im Unterwald bei Mühlbach und Broos mit den Walachen im Hatzeger Thale, zu diesen und von diesen in das angrenzende Banat gekommen.

Hier kann ich nicht umhin, auf einen Irrthum aufmerksam zu machen, in welchen Sammler siebenb. sächsischer Volksmärchen leicht verfallen können, wie es mir anfangs ergangen: nämlich alle Märchen für entlehnt und fremd zu halten, in welchen einzelne walachische oder magyarische Namen oder Sprüche von vielen Erzählern mit einverflochten werden. Der Verfasser ist von diesem Irrthum dadurch geheilt worden, dass er von andern Erzählern in denselben Märchen deutsche Ausdrücke gebrauchen hörte und dass er bei der Vergleichung mit Märchen bei Grimm, dieselben als ganz entschieden deutsche erkannte. So brauchen viele Erzähler das slavisch-walachische Wort Baba für „alte Frau“ wo diese nur immer vorkommt; so erscheinen in sächsischen Märchen zuweilen Personennamen wie: Wila, Gjesnam, Aprinko, Frau Sunata (walachisch); als Name eines Stiers: Murgu Bárna (das erste Wort walachisch, das zweite walachisirt magyarisch); als Namen von Hunden: Tarko (magyarisch), von drei Hunden, die in mehreren Märchen vorkommen: Aude bine (Höregut), Vede bine (Siehegut), Greo ka pomunt (Erden-schwer-Packegut); alle drei walachisch. Die drei Hunde kommen auch in deutschen Märchen vor: Grimm K. u. Hm.

III. S. 108: Haltan, Greifan, Brich Eisen und Stahl. Müllenhoff, Schleswig-Holst. Sagen und Märchen S. 453: In Angeln erzählt man eine fabelhafte Geschichte von drei Hunden: Jalm, Köder, Jernbräker.

2. Das Hirsekorn. (Nr. 8.)

Ein armer Waisenknabe hat von seiner Mutter ein klein- (Waise) winziges Hirsekorn geerbt und zieht damit in die Welt; er übernachtet bei einem Bauern und legt sein Hirsekorn aufs Fenster; da frisst ihm der Haushahn am Morgen und als er weint und klagt, schenkt ihm der Bauer den Hahn; er zieht weiter, übernachtet bei einem andern Bauern; da erbeisst ihm dessen Schwein den Hahn; der Bauer schenkt ihm das Schwein; er kommt weiter und kehrt abermals in einem Dorfe ein und bittet um Herberge; da erstösst ihm eine Kuh das Schwein; der Wirth schenkt ihm die Kuh; damit gelangt er Abends auf einen Edelfhof; ein muthwilliger Hengst schlägt die Kuh todt; der Edelmann schenkt dem Knaben den Hengst und einen Zaum. So reitet er nun in die Welt, verrichtet grosse Heldenthaten und wird am Ende Gemahl der Königstochter.

In Sächs. Regen, Rode, Zuckmantel, Pruden.

3. Das Zauberross. (Nr. 10.)

Ein Vater hat seinem Sohne nichts als ein Schwert hin- (Waise) terlassen; damit kommt er zu einem alten Manne, der auf einem Auge blind ist und auch mit dem andern nicht recht sieht, in den Dienst; er führt täglich dessen Schafe zur Weide, geht in einen schönen Wald, in dem er nach einander einen drei- sechs- neun- und zwölfhäuptigen Drachen mit seinem Schwert erschlägt. Vor einem Häuschen sieht er eine steinalte Frau, die Mutter des Drachen; sie will ihn umbringen; da hebt er sein Schwert und schlägt sie zu Boden; allein, wie sehr er auch schlägt; so kann er sie doch nicht verwunden; als seine rechte Hand ermüdet ist, nimmt er das Schwert in die Linke; da jammert die Hexe und ruft: „Haue nicht, ich will dir was Heilsames sagen: hinter dem Haus steht ein Baum, unter dessen Wurzel ist ein Stein, unterm

Stein liegt eine Kröte, streiche damit dreimal dem Alten die Augen und wirf ihm sie wider die Stirne, dass sie zerplatzt; so wird er sehen!“ Wie sie dies gesagt, lässt er das Schwert sinken und schlägt sie todt. Er thut, was sie gesagt; als er dem Alten die Kröte wider die Stirne schleudert, dass sie zerplatzt, springt eine kleine Gestalt hervor und ruft: „Gott sei Dank, dass ich erlöst bin; ich musste in die Kröte eingeschlossen den Schatz des Drachen hüten!“ und schlüpft damit in eine Bergspalte. Der Alte gibt dem Jungen zum Danke, dass er ihn sehend gemacht, ein Ross, das hat acht Füße und kann sprechen. Darauf zieht derselbe fort und findet auf dem Wege eine kupferne, silberne, goldene Feder; auf den Rath seines Rosses hebt er sie auf; er verdingt sich zu einem König; auf der Jagd ereilt und erlegt er mit Hilfe seines Rosses jedes Wild; dadurch wird er dem König werth; die andern Diener ärgert dies und sie suchen ihn zu verderben; sie stellen dem König allerlei vor, wessen sich sein Knecht gerühmt habe. Er musste nun zuerst die drei Vögel herbeischaffen, von denen er die drei Federn hatte, die er dem König geschenkt; der Vogelkönig hilft ihm sie erlangen; dann muss er die schöne Meerjungfrau seinem Herrn erwerben, ferner den Fohlenhengst und das Gestütze derselben herbeiführen; dann soll er in der siedenden Milch baden. Sein Ross hilft ihm Alles glücklich vollenden; der König aber verbrennt in der siedenden Milch.

Der Junge heirathet die ihm versprochene Schwester des Königs und macht die stolze Meerjungfrau zur Dienstmagd. Dann holt er sich den Schatz und ist sofort ein reicher und mächtiger König.

In Peschendorf, Sächs. Regen, Zuckmantel; das Märchen enthält manche Züge der deutschen Götter- und Heldensage; der blinde Alte, das achtfüssige Ross erinnert an Odin; der Knabe mit dem Schwert, die Drachenkämpfe, der Schatz, die Erwerbung der Meerjungfrau an Sigurd (Sigfrid) Brunhild Gunther etc.; freilich erscheint manches nicht der alten Sage gemäss, sondern etwas verändert und verwirrt, wie das auch sonst in Märchen geschieht.

4. Goldhaar. (Nr. 11.)

Ein armer Mann führt seinen Knaben in den Wald, isst ^(Waise) mit ihm sein letztes Stückchen Brot und lässt ihn schlafend da zurück. Als der Knabe erwacht und seinen Vater nicht sieht, geht er fort und will nach Hause, kommt aber immer tiefer in den Wald und gelangt Abends in ein kleines Häuschen; in dem sitzt ein alter blinder Mann und isst Hühnersuppe. Der Knabe ist hungrig, geht zum Tisch und isst mit. Das merkt der Blinde und fragt: „wer isst von meiner Hühnersuppe?“ „Ich bins, lieber Grossvater!“ spricht der Knabe treuherzig. Der Alte ist froh, hält den Knaben bei sich und pflegt ihn gut; er muss ihm seine Geis hüten; das thut der Junge zwölf Jahre; nach dieser Zeit gibt ihm der Alte ein Schwert und sagt ihm: „damit kannst du alles erhaufen!“ Nun kommt der Knabe mit der Geis nach einander in einen kupfernen, silbernen, goldenen Wald, tödtet den kupfernen, silbernen, goldnen Drachen und erwirbt sich einen kupfernen, silbernen und goldenen Zaum. Jetzt nimmt ihm der Alte das Schwert und sagt: „ziehe mit den drei Zäumen nur in die Welt, damit wirst du die Königstochter dir erwerben!“ Der Alte benetzt ihm noch aus einem Brunnen im Felsen mit springender Flut das Haupt; da werden seine Haare golden. Er heist ihn das Haupt bedecken, damit Niemand seine Haare sehe.

Der Junge gelangt an eine Königsstadt; er versteckt seine Zäume unter einen Baum, geht in die Stadt und tritt beim Koch des Königs als Küchenjunge ein unter der Bedingung, er solle sein Haupt nie entblößen dürfen, er habe einen bösen Grind.

Der König hat drei schöne Töchter, die Jüngste aber ist die allerschönste; diese wird krank, und als der König mit seinen beiden älteren Töchtern in der Kirche ist, schickt der Koch den Küchenjungen mit Suppe zur kranken Königstochter. Als diese den Jungen sieht, wird es ihr auf einmal wohl ums Herz und sie ist gesund. Viele Grafen und Fürsten

werben um die schönen Königstöchter; die beiden ältern Schwestern haben auch bald gewählt; allein die jüngste, um welche die meisten freien, will sich nicht entschliessen; der König droht ihr nun; da spricht sie: den Küchenjungen wolle sie und keinen andern. Dem König bleibt die Sprache stehen vor Schrecken und Zorn; er lässt seine Tochter gleich in Banden schlagen und in einen Thurm sperren.

Nicht lange so wird der König in einen Krieg verwickelt; seine beiden Eidame helfen ihm auch; der Küchenjunge bittet den Koch, ihm zu erlauben, auch hinzugehen, damit er sehe, wie es im Kriege sei; er rettet nun dreimal nach einander, zuerst mit einer Schaar in kupferner, dann mit einer in silberner, zuletzt mit einer in goldener Rüstung den König und dieser kann seinem Retter nicht danken, da derselbe jedesmal nach der That sogleich verschwindet.

Bei dem Siegesfest denkt der König an seine Tochter im Thurm und er ist versöhnlich gestimmt; er lässt ihr sagen, wenn sie jetzt einen Fürsten oder Grafen nehmen wolle, werde er ihr verzeihen; sie aber antwortet: allein den Küchenjungen und keinen andern. Indem kommt dieser grade, die Mütze auf dem Haupt und setzt eine Schüssel vor den König. In seinem Zorn schlägt dieser ihm die Mütze vom Haupte, dass sie weit fortfliegt; da fallen die goldnen Lockenhaare herab; der König erkennt seinen Retter, bittet um Verzeihung und die jüngste Königstochter feiert mit ihm die Hochzeit.

In Schässburg, Pold bei Schässburg, Sächs. Regen etc. das Märchen ist theilweise dem frühern verwandt und stimmt sonst zum Eisenhans Nr. 136 bei Grimm. Zum Knaben beim alten blinden Mann vgl. Gr. Myth. 2. Aufl. S. 828: „Odin zieht als alter Mann den Geirródr auf.“

5. Das Rosenmädchen. (Nr. 23.)

(Waise)

Eine Waldfrau nimmt einen armen Waisenjungen auf; als er gross ist, geht er aus, um das Rosenmädchen zu suchen; die Alte gibt ihm eine Zauberschelle mit; durch die Bienemutter eines Bienenschwarms gelangt er an den Ort, wo es sich aufhält. Das Mädchen wohnt in einem grossen Schloss

und wird von einem Drachen bewacht, der in einem Fasse mit eisernen Reifen seinen Jahresschlaf hält. Das Rosenmädchen geht täglich im Garten unter Blumen herum und Abends zieht es in die Stadt zum Ball. Der Knabe verdingt sich als Gänsejunge und weidet immer in der Nähe des Gartens. Abends nimmt er seine Zauberschelle, läutet und wünscht sich einen kupfernen, am zweiten Abend einen silbernen, am dritten einen goldenen Mantel und reitet jedesmal zum Ball und spricht und tanzt mit dem Rosenmädchen, verschwindet dann sogleich nach dem Ball. Das Rosenmädchen hat seiner Mutter vom schönen Jungen erzählt; auf deren Rath wickelt es ihm zuletzt Pech ins Haar und daran erkennt es am andern Tage, dass es der Gänsejunge sei; es bittet ihn, sie zu retten, noch ehe der Drache aufwache. Da schellt der Junge dreimal und gleich stehen ein kupfernes, silbernes und goldnes Ross bereit; sie fliehen; der Drache erwacht und sieht, was geschehen, eilt nach und holt die Fliehenden ein; das Rosenmädchen und seine Mutter führt er zurück, den Jungen lässt er ziehen und höhnt ihn und sagt: er würde wohl das Rosenmädchen befreien, wenn er auch ein Ross von seiner Mutter bekäme.

Der Knabe zieht hin und sucht die Mutter des Drachen; auf dem Wege hilft er einem Raben, einem Fuchs, einem Fisch, die versprechen ihm zu vergelten; er gelangt endlich zur Mutter des Drachen und verdingt sich: er soll ihr die Stute hüten, doch bringe er sie nur einmal nicht heim, so verliere er sein Leben. Wie er am ersten Tage aufs Feld kommt, verschwindet die Stute gleich aus seinen Augen; als er sie bis gegen Abend umsonst gesucht, trifft er den Raben an, der führt ihn zu ihr, sie war in den Wolken und hatte ein Füllen geworfen; er treibt sie heim; am andern Tag verschwindet sie wieder in eine Berghöhle; am Abend führt der Fuchs den Jungen hin; den dritten Tag verbirgt sie sich in den Meeresgrund; da ist ihm der Fisch behilflich. Die Drachenuutter weiss sie jetzt nicht weiter zu verbergen und so weidet sie der Junge ein Jahr, darauf bekommt er ein

Füllen, das er sich bedungen. Auf diesem reitet er hin, um das Rosenmädchen zu befreien; kaum ist er in der Nähe, so wiehert sein Ross, das hört der Fohlenhengst des Drachen und fängt auch an zu wiehern und zu stampfen; darüber erwacht der Drache aus seinem Jahresschlaf; sein Fohlenhengst hat sich losgerissen und will fortlaufen; der Drache erfasst ihn und sucht ihn zu bändigen; der wilde Hengst aber zerstampft den Drachen unter seinen Füßen und sprengt über die Schlossmauer. Der Junge aber ist schon beim Rosenmädchen und hat sein Ross laufen lassen; der Hengst läuft diesem nach bis zur Mutter des Drachen.

Der Junge mit dem Rosenmädchen sind nun Herrn vom Schlosse des Drachen.

In Pold bei Schässburg, Radlen, Zuckmantel etc. Die Hilfe durch Raben, Fuchs, Fisch kommt auch im siebenb. sächsischen Märchen: von der Königstochter, die aus ihrem Schlosse Alles in ihrem Reich sah (Nr. 38) und in vielen andern vor. Der Lauf des Fohlenhengstes nach der Stute gemahnt an Loki Sim. Edda 2. Aufl. S 305 und Gr. Myth. 2. Aufl. S. 946.

6. Die beiden Mädchen und die Hexe. (Nr. 34.)

(Stiefkind)

Eine Frau hat zwei Töchter, eine eigene und eine Stieftochter, jene ist hässlich, diese schön, jener aber gibt ihre Mutter schöne Kleider, dieser nur zerlumpte; zuletzt wird sie aus dem Hause weggeschickt in die Welt. Das Stiefkind geht und kommt an einem Apfelbaum vorbei, den reinigt es auf seine Bitte von den Dornen; weiter trifft es einen Hund, der ist lahm und bittet um Hilfe; es verbindet ihm den Fuss; dann gelangt es zu einem Backofen, in dem das Feuer herausbrennt; es schiebt auf die Bitte des Ofens das Eisen vor; endlich kommt es an ein Häuschen, drin wohnt eine alte Hexe; es tritt bei ihr in den Dienst, es darf in alle Zimmer gehen, nur in eines, das siebente nicht; die Neugierde lässt ihm keine Ruhe; es geht hinein; drinnen ist alles Gold und von Gold und es wird selbst auf einmal ganz goldig. Da bekommt es Angst und läuft fort: über der Thüre aber kräht ein schwarzer Hahn; die Hexe hört den Hahnruf und eilt dem Mädchen

nach; aber ein alter Mann, der das arme Mädchen laufen sieht, erbarmt sich seiner; er macht, dass vor ihm Tag, hinter ihm Nacht ist und so kann die Hexe im Dunkeln schwer fortkommen. Als es an den Ofen, zum Hund und Apfelbaum kommt, rufen sie ihm zu: „eile nur, die Garstige erreicht dich nicht!“ und als die Hexe diese auf das Mädchen fragt, haben sie es nicht gesehen; sie muss umkehren. Die Hausschwalbe singt der Stiefmutter die Botschaft zum Fenster hinein:

litum, titum Târchen,
et sätzt e gûldig Frâchen,
eangderm Fenster en lâcht!

Die Stiefmutter verwundert sich und thut ganz freundlich, und forscht es aus, wie es zu dieser Pracht gekommen sei. Die Stiefschwester, die es gehört, ruft hochmüthig: ich gehe auch und will noch schöner heimkehren; sie geht denselben Weg, kommt zum Apfelbaum, zum lahmen Hund, zum Backofen; diese bitten sie umsonst um Hilfe; sie fertigt sie höh'nisch ab. Bei der Hexe tritt sie unter der nämlichen Bedingung in den Dienst, sie solle in das siebente Zimmer nicht gehen; sie geht aber doch und wird auf einmal ganz goldig; nun läuft sie fort; der schwarze Hahn kräht; die Hexe eilt nach; der alte Mann, der das böse Mädchen laufen sieht, macht, dass vor ihm Nacht und hinter ihm Tag ist. Als es zu dem Ofen kommt, schlägt die Flamme heraus und verbrennt es; als es an den Hund vorbeiläuft, beisst dieser es und als es den Apfelbaum noch glücklich erreicht, schüttelt dieser alle Dornen in den Weg; da bleibt es hängen und kann nicht weiter; die Hexe keucht heran und kratzt ihm mit ihren langen Nägeln alles Gold vom Leibe, so dass das Blut rinnt, Als es daheim anlangt, singt die Hausschwalbe ihrer Mutter die Nachricht zum Fenster hinein:

litum, titum Târchen
et sätzt e bleadig Frâchen,
eangderm Fenster en schroat!

Das goldene Stiefkind führt bald ein Königssohn als seine liebe Gemahlin fort und es ist nun glücklich und zufrieden.

In Schässburg, Mühlbach, Feldorf etc. vgl. Grimm K. und Hm. Nr. 13: Die drei Männlein im Walde, und Nr. 24: Frau Holle; Bechstein: Gold- und Pechmarie; Müllenhoff: S. 497—500.

Altmythisch ist der Hahn Simr. Edd. 2. Aufl. S. 8 Wöluspa:

„Unter der Erde singt ein andrer

Der schwarzrothe Hahn in den Sälen Hels.“

Was hier der alte Mann (Wodan) bewirkt, kommt sonst den Hexen selbst zu. Grimm, Myth. 2. Aufl. S. 1037: wenn eine Hexe Jemand verfolgt, ruft sie: „vor mir Tag, hinter mir Nacht.“ In einer siebenb. sächsischen Sage thut dies auch der Zauberer Faust.

7. Das Zauberhorn. (Nr. 35.)

(Stiefkind) Die Nachbarin verspricht Gretchen, dem seine rechte Mutter gestorben, sie werde ihm eine gute Mutter sein, es solle machen, dass sein Vater sie zur Frau nehme; Gretchen thut es und sein Vater nimmt die Nachbarin. Einige Tage behandelt sie das Mädchen gut; bald aber fängt sie an, mit ihm zu zanken, legt ihm immer schwerere Arbeiten auf: es muss waschen für die faule, garstige Stiefschwester Dreiäuglein, die Ochsen hüten, viel Flachs spinnen und empfängt Abends nur schlechte Worte und Schläge, wenn es den Flachs nicht gesponnen. Eines Tages als es auf dem Felde hütet und weint, tritt ein schöner Stier aus der Heerde zu ihm und spricht: „weine nicht, ich will dir helfen!“ Er nimmt den Flachs und verschluckt ihn und nach einiger Zeit, als Gretchen aus dem Schlaf erwacht, liegt neben ihm das schönste Garn. Die Stiefmutter verwundert sich am Abend, das Gretchen alles Garn gesponnen und so schön und denkt sich gleich: „das geht nicht mit rechten Dingen zu!“ Des andern Tages gibt sie ihm wieder einen mächtigen Bund Flachs und schickt ihre dreiäugige Tochter mit als Wächterin; aber Gretchen schläffert Dreiäuglein zuerst ein, dann gibt es dem Stier den Flachs, der ihn wieder zum schönsten Garn kaut und am Abend weiss Dreiäuglein seiner Mutter nichts zu sagen. Einmal aber hat Gretchen das dritte Auge der Schwester nicht eingeschläffert und damit hat diese Alles gesehen und am Abend

erzählt sie ihrer Mutter die Sache. Des andern Tages kommt der Stier traurig zu Gretchen und spricht: mit mir ist's aus, aber nimm, wenn ich todt bin, die Spitze von meinem rechten Horn. Die Stiefmutter, die eine Hexe ist, kommt nur einmal in Gestalt einer Bremse auf das Haupt des Stiers, der wird wild und läuft und läuft; die Bremse sticht ihm beide Augen aus; er stürzt in einen Abgrund und ist todt; Gretchen nimmt die Spitze von dem rechten Horn.

Aber nun hat das arme Mädchen daheim wieder schlechte Tage; endlich will es die Stiefmutter ganz verderben; sie führt es in einen tiefen Wald zu einer Quelle und verschwindet: die wilden Thiere sollen kommen und es zerreißen. Die Stiefmutter hat sich in einen Käfer verwandelt, um zuzusehen; Gretchen läuft hin und her und kann den Weg aus dem Wald hinaus nicht finden; in der Angst nimmt es die Hornspitze zufällig hervor und dreht sie in der Hand; siehe da steigen daraus eine Menge Ochsen, dass der Wald weiss wird und zuletzt kommt einer weiss wie Schnee mit goldnen Hörnern: der tritt zu Gretchen und schüttelt unruhig das Haupt und scharrt auf dem Boden; endlich stürmt er auf das Versteck los, wo ein gewaltiger Bär ist, die Stiefmutter hatte sich in einen solchen verwandelt. Der Stier rennt den Bären zu Boden; allein da bricht ihm die rechte Hornspitze ab; Gretchen setzt ihm darauf seine Hornspitze an: da steht nur einmal vor ihm statt des Stiers und der Ochsen ein schöner Königssohn und viele Minister und Diener. Er hält Hochzeit mit Gretchen; die böse Stiefmutter aber muss so lange ein garstiger Bär bleiben und sich an den Pfoten saugen, bis sie nur so viel wiege, als der Flachs, den das arme Gretchen eines Tages auf der Wiese hatte spinnen müssen.

In Schässburg, Radlen etc. vgl. Grimm K. u. Hm. Nr. 130 und Volksmärchen der Serben Nr. 32. In einer Relation dieses Märchens aus Schässburg heisst der Stier Murgu Bárna. Ein alter Mann hat dem Stiefkind eine Ruthe gegeben; wenn es damit dem Murgu Bárna auf das rechte Horn schlage, bekomme es allerlei Speisen und sonst, was es sich wünsche. Davon macht das Stiefkind Gebrauch, bis Dreiäuglein der Mutter

es verräth. Nun muss Murgu Bárna dreimal auf einer kupfernen, silbernen, goldnen Brücke mit einem dreimal, dann sechsmal grössern Stier und endlich mit einem ganz unansehnlichen kämpfen; die beiden ersten überwindet er; der Letzte bringt ihn um; da nimmt das Mädchen das rechte Horn und so oft es noch darauf schlägt, wird ihm sein Wunsch erfüllt. Es wünscht sich einen Pallast und einen Königssohn zum Gemahl. Die Stiefmutter kommt als Zigeunerin an den Hof und will das Stiefkind vergiften; sie wird entdeckt und bestraft.

8. Die Geschenke der Schönen (Nr. 39.)

(Stiefkind) Einem Manne ist die Frau gestorben und hat ihm ein Töchterchen hinterlassen; in der Nachbarschaft lebt eine Wittfrau; die hat auch eine Tochter; die Wittfrau verspricht dem Töchterchen des Mannes allerlei Gutes, wenn sie sein Vater zur Frau nähme. Das Mädchen bewirkt es: allein die Frau hält nicht Wort; das Stiefkind ist ihr bald zu viel im Hause, sie will es verderben; sie schickt es eines Tages zu dem See, in dem die Schönen badeten; diese durfte aber kein Menschenkind sehen, oder sie zogen es ins Wasser. Das arme Mädchen geht furchtlos hin; die Wasserfrauen sehen, dass es ein Leid drücke, thun ihm nichts, sondern beschenken es vielmehr: sie ziehen ihm ein schönes Kleid an und geben ihm jede einen Heilsegen: „wo du gehst, sollen Blumen spriessen!“ spricht die Erste; „wenn du sprichst, soll es fein duften“ die Zweite; „wenn du dich wäschst, soll ein Goldstück in der Schüssel sein!“ die Dritte. Als das Stiefkind wieder heimkehrt, macht die Stiefmutter grosse Augen und wird ganz neidisch; des andern Tages kleidet sie ihre Tochter schön an und schickt sie auch zum Teich. Die Schönen fragen sie, wer sie wäre? da lügt sie und spricht: sie wäre eine Edeljungfer; die Schönen bespritzen sie hierauf, dass sie ganz schmutzig wird und jede gibt ihr einen Fluchsegen: „wo du gehst, sollen Dornen wachsen!“ spricht die Erste; „wenn du sprichst, soll es stinken,“ die Zweite, „wenn du dich wäschst, soll eine Kröte in der Schüssel sein!“ die Dritte. Als sie nach Hause kommt und ihre Mutter sie in dem Aufzuge sieht, so lässt

diese ihr Gift und ihre Bosheit gegen die Stieftochter aus; die hat nun keine guten Tage mehr vor der bösen Stiefmutter, obgleich dieser das Goldstück wohlgefällt, das sie jedesmal der Stieftochter aus der Schüssel fortnimmt.

Da hört der junge König von den Wundergaben des Mädchens und spricht: „das und kein anders soll mein Ehegemahl werden!“ und schickt eine Kutsche hin nach ihm und schöne Kleider. Die Stiefmutter aber setzt sich mit ihrer hässlichen Tochter auch in den Wagen. Auf dem Wege stehen sie der Königsbraut, ohne dass es der Kutscher merkt, die Augen aus und werfen sie in einen Sumpf am Wege. Die hässliche Tochter zieht sofort die Brautkleider an und sie kommen an den Hof. Der junge König geht ihnen entgegen und hebt seine vermeintliche Braut aus dem Wagen. Wie sie aber den Mund öffnet, verbreitet sich ein Gestank, dass dem König übel wird und als sie über den Schlosshof geht, schiessen Dornen empor. „Was ist das?“ ruft der König, „sind das die Gaben meiner Braut?“ „Es ist nur von der Anstrengung der Reise“ sagt die arge Stiefmutter; lasst sie nur jetzt ausruhen, es wird sich schon geben!“ Am andern Morgen giesst die Alte, das Wasser selbst aus, damit Niemand die Kröte bemerke.

Das arme Mädchen hat sich indessen aus dem Sumpfe herausgearbeitet und ist am Wege unter einen Baum gekommen und hat da bis zum andern Morgen geschlafen; als es erwacht, weiss es nicht, ob es Tag ist, oder Nacht. Da fliegen drei Schwäne herbei — das sind die Schönen — und rufen ihm zu: „benetze deine Augen mit dem Morgenthau, der auf den Blättern liegt!“ Als das geschehen, sieht es wieder so gut als ehemals und geht nun auf der Landstrasse fort; die Leute stehen und schauen ihm nach und wundern sich; denn hinter ihm spriessen Blumen empor, und wie es freundlich grüsst, verbreitet sich ein angenehmer Duft; gegen Mittag kommt es an die Königsburg; als man dem jungen König meldet, es sei draussen eine Bettlerin so und so, ruft er freudig: „ei daran erkenne ich meine rechte Braut,“ und eilt

hinaus und herzt und küsst sie. Die Stiefmutter wird mit ihrer Tochter in ein Fass, das inwendig mit Nägeln beschlagen, hineingelegt, und von einem Berge ins Meer gerollt. Das arme Stiefkind aber ist jetzt die liebste und glücklichste Königin.

In Mühlbach, Schässburg, Sächs. Regen. vgl. Nr. 6: Die beiden Mädchen und die Hexe; ferner Grimm K. u. Hm. Nr. 13. Gr. Myth. 2. Aufl. S. 1055: „begabte Glückskinder haben das Vermögen Rosen zu lachen, wie Freya Gold weinte.“

Die Hirtenknaben in der angeführten Märchensammlung Nr. 15: „der Wunderbaum“ und in Nr. 41 „Verstand und Glück“ sind wohl auch Waisen. Allgemein verbreitet sind bei uns die deutschen Märchen, wenn auch unter anderm Titel und Namen: Schneeweisschen, Hänsel und Grethel, der Machandelbom und mehrere andere Stief- und Waisenkinder betreffende. Da ich aber von ihnen bis jetzt keine Relation besitze, die von den Grimm'schen Erzählungen wesentlich abweicht so halte ich es für überflüssig, dieselben hier näher auszuführen.

Wir gehen zu den Liedern und Sprüchen, die von Stief- und Waisenkindern handeln.

1. Das arme Waisenmädchen weint der Mutter nach.

(Waise)

- a) Et wôr emôl e mêdchen
 et sâss äm lechendirchen,¹⁾
 en schrî sich äm det schîrzken?²⁾
 „Mêdche', woräm schrâst³⁾ te?“
 „Äm meiny gâldig motter,
 dæ mich hîsch gewêschen huot,
 uch mich hîsch gekämmt huot,

¹⁾ Leichenthürchen.

²⁾ Schürze, Schürzchen.

³⁾ schrân und schroan = eigentlich schreien, im Sächsischen aber immer für weinen gebraucht, welch' letzteres Wort als ächt sächsisch nicht vorkommt; für schreien sagt man sächsisch: kreischen etc. Andere Ausdrücke für weinen und eine bestimmte Art sind: mâzen (Mâzkadder = ein Kind, das leicht weint), zuntcheln, zoalen, helen, berlen (heulen, brüllen), grenyen (greinen) an einigen Orten wie in Sächs. Regen, doch an andern wird grenyen nur für zanken, ausschelten genommen.

wæ en rîs äm guorten,
 dæ des mârjest ¹⁾ äfblæt
 und des ôwest ²⁾ zâblæt.““

Aus Mühlbach.

b) Eine Variante des vorigen:

Et sôsz e mêdchen äm gâssefenster
 en nêt mât schwârz och gieler seiyd ³⁾.

„Mêdchen äm wôt schroast teâ? “

„Äm meny gâldä motter,

dæ mich älle morgen

esi hîsch gekämmt och gewêschen

wæ en ruis ⁴⁾ äm guorten,

dæ des morgens äf gît

dæ des iowens zeâ gît.““

Aus Halvelagen und so auch, nur mit geringer mundartlicher Abweichung, in Gross Schenk, Roseln, Bulkesch.

c) Eine zweite Variante:

Et sâsz e mêdchen vuerm gâssendirchen

en hat zwê gâldä bircher,

et fluszen em de bätter zêhren,

dâdet en stîn most ræhren.

„Tea îniget ⁵⁾ mêdchen, woräm schroast tea?“

„Äm meny gâldig motter,

dæ mich esi hiesch hôt gekämmt uch gewêschen,

wæ en rîs äm gôrten.

Sech se wâkt mich älle mârgen,

w Wâkt mich äf zem bieden ⁶⁾.

nom es hârrgott än deny sârgen,

loss es redlich liewen.

¹⁾ Morgens.

²⁾ Abends.

³⁾ Seide.

⁴⁾ Rose.

⁵⁾ Ein prächtiges, vielsagendes Wort: lieb, werth, niedlich, zart, *herzig* schön im Aeussern und im Betragen.

⁶⁾ Beten.

Sâch mich ^u/~~mât~~ ãrn ùgen
 wæ zwîn hãrzig stãrn,
 nãm mich zãrtlich ãn ãr ãrmen
 hãt mich ãch esi gãrn.

°
 Åch nea hõt se stãrwe messen,
 ãs ãm hemel schîn,
 zug ewêg vun deser ierden
 less mich hæ elîn.

Wæ sîl mich dât net krinken,
 won ich dru gedinken,
 wæ sîl mich dât net schmãrzen,
 ã menyem jeangen hãrzen! “ “

„Kuk! Kuk! vøter liewt er nôch,
 ãn irem ålden lupeslõch? “ “
 „Chia me kãnyd, ich liewñ ^e/~~h~~ nôch,
 ã menyem ålden lupeslõch.

Aus Schãssburg; die Mùhlbãcher und Halvelagener Relation sind wohl die ursprùnglich volksthùmlichen; Inhalt und einzelne Ausdrùcke in der dritten, vierten und fùnften Strophe (redlich, zãrtlich — zug ewêg vun deser ierden) verrãthen kunstmãssige Bearbeitung; die beiden letzten Strophen hõrt man nicht immer; mit der vorletzten — die aber auch nur ein, wenn auch etwas besserer sentimentaler Zusatz zu sein scheint zu den beiden ersten, die ich allein fùr ãcht halte, — schliesst das eigentliche Lied; die letzte wird jedoch oft, wie andern Liedern, auch diesem angehãngt und ist hier ganz charakteristisch. Die trùbe Stimmung sagt der heitern Kindesnatur doch nicht auf lange zu. Nachdem das Mãdchen um die gestorbene Mutter geweint, erblickt es den Vater im ãrmlichen Hause, oder in einem Winkel desselben (das heisst hier wohl lupesloch, das in der Kindesprache sonst das Zucht- oder Strafhaus bezeichnet), der ja noch lebt und in der Freude darùber ruft es, wie beim Versteckenspielen die Kinder sich zurufen: guck! guck!

2. Die Waise und der Schmetterling.

Meny schãgelcher seny zerrãssen,
 meny hãndchen ãs zerschlãssen,

(Waise)

meny hôr verknuddert gôr,
 meny ûgen wî vun der zôr;
 flech, hieschet vigelchen ¹⁾, flech,
 änt gâldän hemelrech,
 brâny menyer motter en geaden dâch
 en sô mer dernô, wât mâcht se nôch!

Aus Schässburg, Sächs. Regen.

3. Das Stief- oder Waisenkind im Winter am Grabe seiner Mutter und die Sonne.

- „Wât mâchste ôrmet mêdcheX bôrsêlig elîn?“ (Stiefkind
oder
Waise)
 „Nâ ich wârme mer jô meny erfruerân zîn.“
 „Bræt niche feur âf irem hierd?“
 „Se stesse mich jô auszen; ich wêrsen ²⁾ net wiert.“
 „Te ledjst wæ ich sæhn grænen heanger uch nît,
 Se sô mer îst de schwêr hârzelîd!“
 „Wæ se nôch liewt, dô bekâm ich wîch brît,
 Nea schlêft meny hârz motter en loat hæ stîndîd!“

Aus Schässburg; vgl. die Anmerkungen oben zum Märchen Nr. 1: Die heiden Goldkinder, und Wilh. Grimm: Kinderwesen und Kindersitten in der zweiten Auflage der Märchen Nr. 19: Kinderlieder.

4. Das Stiefkind von der Stiefmutter eingesperrt.

Husch, husch! wæ äs et mer kâlt, (Stiefkind)
 neny jôr bân ich âlt,
 me geat vôter äs än der wârlt dertaus,
 meny bîsz motter pîtz mich nor änyden aus,
 se wâl jeang uch hiesch seny
 en schlesst mich än de kâsten än.

In Schässburg, Sächs. Regen.

¹⁾ vigelchen = Vöglein, hier der Schmetterling; er heisst an mehreren Orten, so in Sächs. Regen schlechtweg: Sommervöglein.

²⁾ wêrsen, zusammengezogen aus wêr = wäre und seny = sein (Genit).

5. Die Waise bei den Fremden.

(Waise)

a) Ech geng, ich geng bæ des fremde' seny dir,
 esi sôt der fremd, ech wêr ze vi¹l;
 ech drêht mich äm en sâch zeräck:
 „â ir læw fräinyt kut uch mät!“

Ech geng, ich geng bæ des fremde senyen hierd,
 esi sôt der fremd, ech wêrsen¹) net wiert,
 ech drêht mich äm en sâch zeräck;
 „â ir læw fräinyd kut uch mät!“

Ech geng, ich geng bæ des fremde' senyen däsch,
 esi râkt dier fremd det brît vum däsch;
 ech drêht mich äm en sâch zeräck?
 „â ir læw fräinyd kut och mät!“

Aus Mühlbach.

b) Variante des vorigen :

(Waise)

Ech sätzt droa rîsen eangder menyer motter är wând²):
 âch hârz meny motter, långt mer ir hând!

Dô ich kâm vuer der fremden är dir,
 se sôde se: „tea gehîrst net mir!“

Dô ich kâm vuer der fremden är feur,
 se sôde se: „det hîlz âs gor deir!“

Dô ich kâm vuer der fremden ären däsch
 se âsze se dier græner fäsch³).

¹) wêrsen, wie oben.

²) wând = Wand; der Sinn dieser Stelle ist nicht recht klar; es könnte etwa bedeuten: das arme Waisenkind kommt zum Grabe seiner Mutter und setzt an den Grabesabhang oder unter den Grabstein (wând) drei Rosen und indem es sagt: långt mer ir hând = reicht mir eure Hand; wünscht es entweder, dass sie ihm helfen oder es auch ins Grab ziehen solle.

³) graen fäsch. In einem alterthümlichen, sächsischen Volksliede, in dem eine Königstochter ihren Tod am Sonnenschein, am trüben Mond, am heitern Stern voraussieht und die ihr Vater umbringt heisst es am Schlusse:

e stâch se un en glænigen spess
 en brât se wae en graenen fäsch.

Ech bāt se äm e krästchen brīt,
se sōde se: „et did der net nīt!“

Ech drēht mich äm, en bliw ställ stōn
en less gor munch enen hīszen zōr ¹⁾!

Äch kâmer uch nīt, woni niet ir en änyd?
won âs birebîmchen rîsker brányt,

Rîsker brányt âs birebîmchen net
et brányt nor hiesch blemcher ze senyer zeyt.

Se kām doch læwer härrgott en fähr mich glech
bæ meny hârz motter än deny hemelrech!

Schässburg, Radlen.

6. Die Waise im bösen Wetter.

Wol göit der wânt, wol steiät ²⁾ der schnī
dât dōit den oirme wōise wī!

(Waise)

Wol göit der wânt, wol schōkelt ³⁾ der ruir ⁴⁾,
wol kun de oirem wōisen erfuir!

Wol göit der wânt, wol schōkeln de öichen ⁵⁾,
wor vil wårren es de fremde ströichen ⁶⁾!

Wol göit der wânt, wol schōkeln de wedden ⁷⁾,
wor vil hun de oirem wōisen ze ledde ⁸⁾

Wol göit der wânt, wol schōkeln de birken,
wor vil wårren es de fremde stirzen ⁹⁾!

vgl. auch Weim. Jahrb. III. 2. Heft, S. 276:

sie legten das Mädchen auf einen Tisch
und zertheilten sie, wie einen Fisch.

¹⁾ zähre — im Sächs. wie hier, oft männlich.

²⁾ stäubt.

³⁾ schaukelt.

⁴⁾ Rohr, hier männlich, doch meist sächlich.

⁵⁾ Eichen.

⁶⁾ streichen = schlagen.

⁷⁾ Weiden.

⁸⁾ leiden.

⁹⁾ stürzen; der Sinn ist dunkel.

Wol göit der wänt, wol schöppeln de gârwen,
wor vil wârren es de fremden erbârmen!

Wol göit der wänt, wol schökeln de houjen ¹⁾
wor vil wârren es de fremde plöijen ²⁾.

Aus Agnetheln; aus Schässburg habe ich bloss:
Der wänyt git kält, et korzelt der schui,
dât did den ôrme wisen gor wi.
(das Uebrige dürfte sich wohl auch noch finden.)

7. Die schönste Magd.

(Waise)

Et gengen droa mēd ïf enen dānz,
dæ ïn, dæ hāt en pärlänne krānz,

de pärlen lichten uewen ³⁾ eraus;
de ānder dæ hāt en rīse-strauss,

de rīsen dæ gāwen en geaden gereach;
de drätt dæ hāt nor e rīn weiss däch;

ā

det däch wôr weiss, det däch wôr rīn,
de ôrm wīs wôr de hescht ān der gemīn.

Schässburg; Schweischer.

8. Der Knecht (Bursche) und das Waisenmädchen.

(Waise)

Än easem gôrten blæht en hiesch rīs,
meny ïnig schätzken ās en ôrm wīs;

ān easem gôrten blæht rosmarin,
meny ïnig schätzken net gānk bāhin;

ān easem gôrten blæht mājer^āem,
meny ïnig schätzken net wārd mer grām^ā;

ān easem gôrten blæht pi^āsemkreokt
tea ïniget schätzken, bāld wirste meny breokt.

Schässburg, Lasslen, Sächs. Regen.

¹⁾ Hagen, Zäune.

²⁾ plagen.

³⁾ = oben.

9. Das Waisenmädchen im Unmuth.

Hieschet (en hiesch) mēdchen, bān ich, (Waise)
 wēsche, bācken kān ich,
 flidderfronsen drōn ich,
 āf der gāss gōn ich,
 wī mich seyt e wīl mich — —
 doch nichen deuwel nit mich,
 dānn e wīske bān ich!

In Schässburg; ohne die letzte Zeile auch sonst allgemein.
 Dieser Schluss erinnert an einen andern Spruch: eine heirathsfähige Magd ruft im Unwillen:

„Lāwe fōsnicht (Fastnacht) kiste weder

Izt e jōr bliw ich, ūwrig,
 sāl ich de buerten) nōch lenger drōn?

dāt der hider dānner de kniecht sūl erschlōn!“

und im Gegensatz hiezu sagt sich ein Bursche, dem es schwer wird, sich ein Schätzchen zu erringen, auf seinen Werth pochend, den stolzen, leidigen Trost:

„E kniecht nor aus stri gedreht,
 ās mī wiert wā en gāldā mēd!“

Doch mag diesem Spruch auch überhaupt die gewöhnliche Volksansicht zu Grunde liegen, nach welcher das Weib im Allgemeinen weniger geachtet wird, als der Mann. Armes Würmchen wird für Mädchen, theurer Leibeserbe für Knabe bei Taufanzeigen an vielen sächsischen Orten feststehend gebraucht. Siehe K. Schuller zur Frage über die Herkunft der Sachsen in Siebenbürgen. Sylvestergabe, Hermannstadt 1856. S. 23. Zu der dort in der Note angeführten Schaffhausener Sitte, führe ich den Gebrauch aus Katzendorf an: Taufanzeigen geschehen in Katzendorf in der Abenddämmerung; ist das neugeborne Kind ein Knabe, so geht der Vater mit einem weissen Stäbchen in der Hand zum Pfarrer und gleich bei Anfang der Dämmerung „noch bei guter Zeit“. Wird er auf dem Wege gefragt: was hat euch Gott bescheert? so antwortet er, stolz das Haupt wiegend ganz laut: „en jāngen!“ Ist es aber ein Mädchen, so geht er erst im Dunklen, ohne Stäbchen und hütet sich gesehen zu werden. Geschicht es aber doch und wird er gefragt, ungeachtet der Fragende am Mangel des Stäbchens schon weiss, wie es steht, so antwortet er das Haupt senkend, halblaut: „et ās dich nor en mēd!“

Auch in der Sprache, den Sitten und Gebräuchen und im Glauben des Volkes finden wir mancherlei Beziehungen auf die Stiefmütter, die Stief- und Waisenkinder.

+) buerten = Borten = Kopfbedeckung der unverheiratheten Mägde in vielen sächsischen Gemeinden. Digitized by Google

Eine böse Mutter und insbesondere eine böse Stiefmutter (doch zuweilen ein böses Weib überhaupt) führt manche Namen, die den Abscheu des Volkes von einer solchen bezeichnen: rōwemotter, Mågärz (Megäre) biss Mågärz, Hex, en groalich, grænzändig Hex etc.

Stiefmütterlich wird bildlich auch bei uns für eine kalte, harte und herzlose Behandlung oft angewendet.

Das deutsche Sprichwort:

Stiefmutter,

Ist des Teufels Unterfutter,

habe ich jedoch nie gehört, auch kein ~~ver~~wandtes.

Dagegen gibt es auch eine Menge Ausdrücke, die das tiefe Mitleiden bezeichnen, welches Stief- und Waisenkindern gezollt wird: en örm¹⁾, verlossän, mæhselig, kämerhäftig wis, stefkänyd etc.

stefkänyd örm känyd,

wisekänyd härrgottskänyd!

sagt ein sächsischer Spruch.

Einzelne stehende, halbverkümmerte Bäume und Blumen im Felde heissen bildlich zuweilen Stiefkinder, Waisenkinder; als eigentliche Namen für derlei, wie Stiefmütterchen für Viola tricolor, Waisenkind für Noctua spona, sind mir diese bezeichnungen bis jetzt nicht vorgekommen.

Der allgemeine Kinderspielspruch:

Brännefrâ, brännefrâ,

zâp mich än de brännen!

erinnert an das Stief- oder Waisenkind, in den Märchen, welches durch den Brunnen zur Frau Holle kommt, und der

¹⁾ örm = arm, pauper und miser, beraubt, verlassen, dürftig. Siehe Grimm Wörterb. unter arm. Ob in den Wörtern: ἔρημος, ὄρφανός, orbus, servus, árva (magyarisch = beraubt, Waise), rab — erbe (heres) arbeit (Mühsal), arm, nicht ein etymologischer Zusammenhang stattfinden sollte? Siehe Eichhoff: Vergleichung der Sprachen von Europa und Indien — aus dem Französischen von J. H. Kaltschmidt. Leipzig 1840. S. 199: die Wurzeln arv und arb. Nach Weigand's Wörterbuch ist stief von stufan = berauben, mit arm dem Sinne nach verwandt.

Zuruf, mit dem Kinder das Marienkäferchen vom Finger fliegen lassen:

Herrgott-isken (Herrgottöschlein) fleg än de bäscher,
brány mer en säckvel hässelnäss!

ist wohl ursprünglich die Bitte, eines armen Waisenkindes, das sich jeden Bissen Brot erbetteln muss.

Folgendes Geschichtchen erzählt man meist mit Humor; vielleicht liegt aber darin auch ein altmythischer Zug aus der Zwergsage. „Ein steinalter Mann in grauem Bart sitzt auf einem Feldstein und weint; da kommt ein grosser Herr (der Kaiser oder König) und fragt ihn:

„nå woräm schroaste?“

„äch ich bän en örñ wiskan!“

Aus Sitte und Volksglauben habe ich anzuführen:

1. Verschimmelt Brot und harte Krummen (Krästchen) soll man nicht fortwerfen; arme Waisen und Bettelkinder werden froh darum.
2. Das Steinmehl in der Mühle heisst auch Mehl der armen Waisen- und Bettelkinder.
3. Sonnabend ist der Tag der Armen, der Waisen- und Bettelkinder; da empfangen sie in manchen Häusern regelmässig milde Gaben; in der Mühle ein wenig Steinmehl.
4. An hohen Festen, bei Hochzeit- und Leichenmählern etc. werden hie und da auch die armen Waisen- und Bettelkinder bedacht.
5. Zur Zeit der Ernte wird hie und da auf dem Felde und in Weingärten für die armen Aehrenleser, (sächs. örner), die Waisen- und Bettelkinder, etwas zurück gelassen.
6. Ein Erdbeerenfeld heisst bildlich: Tisch der Armen und Waisen und die Erdbeeren = Waisenbrot.
7. Sonnabend muss die Sonne auch nur einmal durch die Wolken blicken (en zänken schenyen), damit der Cantor und die armen Waisen ihre Hemden trocknen können.
8. Wer eine Waise aufnimmt in sein Haus, setzt sich einen Stuhl in den Himmel; wer dagegen ein armes Waisen- oder

Bettelkind ungetröstet und unerquickt von der Thüre weist, der wird in jenem Leben immer Hunger und Durst leiden.

9. Die goldnen Thautropfen auf den Grasspitzen an einem schönen Frühlings- und Sommermorgen sind Thränen armer Waisenkinder.
10. Ein armes, unschuldiges Waisen- oder Bettelkind kann allerlei Zauber wirken und Zauber zerstören: es sieht die Schätze in der Erde; die Hexen können sich vor ihm nicht verbergen und ihm nicht schaden; beim Loosziehen bringt es Glück etc.

Indem wir am Ende dessen angelangt sind, was wir für diesmal zu geben hatten, drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf: ob es denn unter uns so viele harte und böse Stiefmütter gebe, oder je gegeben habe und so viele arme, obdachlose, herumirrende Waisenkinder, als man den vielen Märchen, Liedern, Gebräuchen etc. zufolge leicht schliessen könnte?

Wir antworten darauf zunächst im Allgemeinen mit den Worten eines Meisters der Sprach- und Sagenforschung¹⁾: „es ist vielleicht nichts geschehen, wie es die Sage erzählt; es hat oft nirgends gelebt, von dessen Ruhm und Thaten sie berichtet; es hat das Leben niemals den Glanz und die bunte Herrlichkeit besessen, wie es die wandelnde Phantasie des Rhapsoden uns überliefert, gleichwohl spiegelt sich in allem dem die wahrhafte Begebenheit, die wirkliche Menschennatur, wie mit seinen Wolken und Nebeln der Horizont im Meeresgrunde sich abfährt; gleichwohl ist die Sage die wunderbare Chronik, in welche die Menschen aller Zeiten die Mysterien ihres innersten Gemüts- und Gedankenlebens eingetragen haben.“ Wenn nun auch die Poesie kein treuer Spiegel des äusseren Lebens ist, so beruht sie dem Gesagten zufolge doch immer und überall auf Zuständen äusserer Wirklichkeit: einzelne

¹⁾ Weim. Jahrb. II. Bd. 2. Heft S. 358 etc. in der lehrreichen Abhandlung: Prophetinnen und Zauberinnen mit Beziehung auf das deutsche Alterthum von Selig Cassel.

böse Stiefmütter und arme Waisen muss es gegeben haben und noch geben, wenn auch nicht solche, wie sie in Märchen und Liedern geschildert werden. Christenthum und Poesie haben aber mächtig gewirkt und wirken noch immer fort, dass eine mildere Sitte das Leben beherrscht. Während die harte Behandlung, die Aussetzung armer Waisenkinder in der Rohheit des Heidenthums rechtlich war¹⁾, gebietet die christliche Religion grade die liebevollste Fürsorge für die Kranken, Armen und Waisen und so haben Kirche und Gemeinde überall und so auch unter uns seit lange da wo es nothwendig gewesen, solche Institute der Barmherzigkeit errichtet²⁾. Dann umkleiden auch Sage und Volksglaube diese Verhältnisse mit einem poetischen Duft, der auch die rauhesten Herzen ergreift, sänftigt und für das Mitleiden empfänglich macht. Wie manche Stiefmutter, die zur Härte hinneigt, mag wohl, durch die Erzählungen und Lieder von Stiefmüttern und Stiefkindern erschüttert, umkehren und eine gute, liebende Mutter werden! Wie Mancher, der im Begriffe ist, arme, unglückliche Bettelkinder rauh abzuweisen, mag wohl, eines Liedes oder Spruches gedenkend, seine milde Hand aufthun und sie nicht unerquickt von sich lassen! Arme Waisenkinder ziehen das grösste Mitleid auf sich³⁾ und die harte Behandlung in den Häusern, wo sie aufgenommen werden (Tag und Nacht schwer arbeiten, Abends im Wald um Holz gehen, auf der Herdecke essen, in der dunkeln Hel, mit den Katzen essen etc.) wie sie der Lehrlingsstand oft gewährt und in Aussicht stellt, erfahren wohl wenige von ihnen. Im Gegentheil findet sogar zuweilen eine Bevorzugung vor den eigenen Kindern statt. Eines Waisenkinds aber gemein spotten, würde gar für die grösste Roheit gelten.

¹⁾ Grimm R. A. 1. Aufl. S. 456.

²⁾ Fried. Müller: Geschichte der siebenb. Hospitäler bis zum Jahre 1625 im Programm des Schässburger Gymnasiums vom J. 1856.

³⁾ Die Zigeuner und Zigeunerkinde wissen dieses wohl zu benutzen und so geben sie sich, auf das grosse Mitleid der Menschen speculirend, bei ihren Betteleien fast alle, Jung und Alt für Waisen aus, denen Vater und Mutter gestorben sei.

Sagen, Märchen, Lieder, Sitte und Volksglaube, welche Siefmütter, Stief- und Waisen Kinder zum Gegenstand haben, enthalten indirect alle das Lob guter Mütter und Frauen, wenn auch nur im Tone der Wehmuth erregenden Elegie, während das directe Lob in Jubelhymnen sich ausspricht. So kommen wir denn am Schlusse wieder auf unsere Thesis zurück, von der wir ausgegangen: guten Müttern hat die Welt das Edelste und Schönste im Menschenleben zu verdanken! und in diesem Sinne sei denn auch der herrliche Spruch zu fassen, der als Motto voransteht: „Fromm Weib des Lebens Heil!“

Schässburg am Johannistage 1856.

Joseph Haltrich.